

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 30 (1951)
Heft: 5

Artikel: Auswanderung : Italiens Gegenwartsproblem Nr. 1?
Autor: Fischer, Alfred Joachim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-336584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

trale Parteischulen mit 567 Schülern und 234 regionale Parteischulen mit 4453 Schülern besaß. Diesem gewaltigen Apparat gegenüber besitzen die andern Parteien nichts, veraltete Wahlkomitees, vielleicht einige Bildungs- zirkel und Agitationsgruppen.

ALFRED JOACHIM FISCHER

Auswanderung — Italiens Gegenwartsproblem Nr. 1?

Benito Mussolini hatte unrecht, als er behauptete, Italien sei weder ein Touristen- noch ein Auswanderungsland. Tatsächlich ist es ohne Touristen und auch ohne Auswanderer nicht lebensfähig. Unter den Italienern selbst herrschen zwei Theorien vor¹. Nach der einen sind größere Emigrationswellen ungesund und vermeidbar. Es sei — so rechnen beispielsweise die Gewerkschaften aus — verschwendetes nationales Kapital, in einen jungen Menschen bis zur Erreichung des 20. Lebensjahres durchschnittlich 5 000 000 Lire zu investieren und ihn dann ausländische Arbeit annehmen zu lassen, bis er mit sechzig, das heißt wiederum im unproduktiven Alter, heimkehre. Italien könnte nach Ansicht dieser Kreise große Teile der sogenannten Überbevölkerung selbst absorbieren. Voraussetzungen: Planwirtschaft statt überspitzter liberalistischer Prinzipien und wirkliche Landreform.

Im andern Lager wird der steinige italienische Boden als kaum kultivierbar bezeichnet oder mindesten nicht in dem Umfang, um Arbeitslosenmassen lohnenden Broterwerb zu sichern. Hier hält man erhöhte Auswanderung für den einzigen Schlüssel zur Lösung schwerer sozialer, politischer und militärischer Probleme. Auch Italiens gegenwärtige Regierung vertritt diesen Standpunkt. Während internationaler Konferenzen und der Zusammenkünfte mit amerikanischen, britischen und französischen Kollegen kommen italienische Staatsmänner fast schon beschwörend immer wieder darauf zurück.

Vor Mussolini gehörte Italien zu den traditionellen Emigrationsländern. Um 1880 wurde es seinen Bevölkerungsüberschuß vor allem nach Nordamerika los. Mancher Neuyorker Bürgermeister war italienischer Abstammung, ja der zuletzt gewählte hat die sizilianische Heimat sogar erst als vierjähriges

¹ Wertvolle Anregungen zu diesem Thema bot mir eine Unterhaltung mit Graf Justo Giusti del Giardino, dem Chef der Emigrationsabteilung im italienischen Außenamt.

Kind verlassen. Dem Faschismus blieb es vorbehalten, der friedlichen Emigrations- eine kriegerische Expansionspolitik folgen zu lassen. Außerhalb des eigenen Imperiums wurde die Auswanderung fast unmöglich gemacht. Nach wie vor verließen Emigrationsschiffe die italienischen Häfen von Genua und Neapel. Ihre Passagiere aber waren Nichtitaliener. Nur nach ausdrücklicher Anforderung von Verwandten in Amerika wurde hier und da eine Ausnahme zugelassen. Mit dem zweiten Weltkrieg endete sogar diese letzte und wahrlich bescheidene Chance.

Nachkriegsitalien verlor neben seinem Imperium die Dodekanesischen Inseln, Triest und Venezia Giulia. Übrig blieben mehr als 46 Millionen Menschen, die der eigenen afrikanischen Ventile verlustig gegangen waren. Laut einigen offiziellen Sprechern könnte das Land nur 30 Millionen ernähren. Diese Zahl scheint mir bei der traditionell bescheidenen Lebenshaltung des Italieners zu niedrig gegriffen und eher von propagandistischem Wert. Immerhin sind die Tatsachen erschreckend genug. Zwei Millionen Arbeitslose und ebenso viele Halbbeschäftigte, bleiben trotz mäßigenden kirchlichen Einflüssen extremistischer Agitation zugänglich. Diese sogenannte Sechste Kolonne hemmt den sozialen Fortschritt und bildet natürlich auch eine Gefahr für Italiens Verteidigung und damit die gesamte Atlantikpakt-Strategie.

Vielfach ist im Ausland die Befürchtung ausgesprochen worden, der italienische Bevölkerungszuwachs sei so immens, daß noch so große Emigrationswellen keine wirkliche Entlastung bedeuten könnten. Dagegen wehren sich die offiziellen Statistiker. Langsam aber sicher mache sich mit Ausnahme des extremen Südens ein Rückgang der Geburtenziffer geltend. Eine bisher verpönte Geburtenkontrolle wird etwas populärer. Gleichzeitig sinkt aber auch, wie fast überall, die Sterblichkeitsziffer. Da sich der Geburtenrückgang stärker bemerkbar macht als das Phänomen der Überalterung, ist nach wenigen Jahren eine statische Entwicklung statt der unbegrenzten Zunahme zu erwarten.

Man könnte also voraussagen, daß 1956 die Emigrationsnotwendigkeit sinken wird, um 1966 einen Tiefstand zu erreichen. All diese Theorien setzen friedliche Verhältnisse voraus, ohne neue Kriegsverluste weder an Menschen noch an arbeitsschaffenden Industrien.

In der ersten Nachkriegsperiode setzte für Italien so etwas wie eine Auswanderungskonjunktur ein. Etwa 200 000 Menschen jährlich verließen das Land, zum größten Teil auf Anforderung ihrer Verwandten in aller Welt. 200 000 ist eine erhebliche Zahl. Italienische Stellen weisen jedoch darauf hin, daß praktisch nur die durch den Krieg verursachten Ausfälle eingeholt wurden.

Wenn auch nicht unbeträchtliche Teile dieses Auswanderungsstromes in andere europäische Länder emigrierten, so war doch Südamerika — Argentinien, Brasilien usw. — das hauptsächlichste Ziel. Bald ergaben sich unerfreuliche, aber bemerkenswerte Komplikationen politischer Art. Perón wertete den Peso ab. Dadurch wurden auch die tausend Pesos, die jeder Auswanderer nach Hause schicken darf, weniger und reichen nicht mehr zur Ernährung einer Familie aus. Der italienische Staat würde diese Angehörigen gern nach Argentinien schicken und ihnen dort Häuser bauen. Da Italien große argentinische Kredite zur Verfügung stehen, wäre die Finanzierung leicht möglich. Sofort aber setzte eine intensive kommunistische Propaganda gegen die Benützung eines solchen 800-Millionen-Dollar-Kredites im reichen Argentinien ein. Italiens Kommunisten haben keinerlei Interesse an der Auswanderung, weil die Partei ihre Reserven aus Unzufriedenen nicht verlieren will. Diese Tendenz führte auch zu einer Zusammenarbeit zwischen italienischem und belgischem Kommunismus.

Südamerika bietet keine unerschöpflichen Einwanderungsgebiete. Noch ungünstiger sind die Aussichten in den Vereinigten Staaten, dem einstigen Hauptreservoir. Die jährliche USA-Quote war auf 5000 herabgesetzt worden. Alle Bemühungen um eine Erhöhung und die Verrechnung der im Kriege verlorenen Quoten blieben bisher erfolglos. Selbst wenn hier schließlich doch noch ein günstiges Resultat erzielt werden sollte, hätte es vermutlich eher individuelle als wirkliche bevölkerungspolitische Bedeutung.

Kanada und Australien könnten natürlich Menschenmassen absorbieren, letzteres etwa 30 000 jährlich, bei großem Interesse in Italien. Hier machen sich aber wieder sprachliche und volksmäßige Vorurteile hemmend bemerkbar. Genau wie in den Vereinigten Staaten will man den vorwiegend angelsächsischen Charakter dieser Länder nicht gefährden. (Selbst auf die Gefahr geringerer Verteidigungskraft hin, die sich ja im dünn besiedelten Australien 1941 nach Japans Kriegseintritt bereits warnend bemerkbar machte.)

Für die nationalistischen Gedankengängen zugänglichen Italiener ist eine solche Degradierung schwer erträglich. Erbittert spricht man sogar von einer neuen Rassenpolitik.

Eine gewisse Konkurrenz um italienische Bergarbeiter setzte zwischen England und Belgien ein. Im allgemeinen wurde jedoch der belgische Arbeitsmarkt bevorzugt. Etwa 35 000 Italiener sind dort bereits in den Gruben beschäftigt. Bei guten Einnahmen haben sie die Möglichkeit, ihre Angehörigen nachkommen zu lassen. Auch kann niemand seine Arbeitserlaubnis verlieren, solange er im Kohlenbergbau bleibt.

Leichte Verständigungsmöglichkeit — fast alle Gruben liegen im wal-

nischen, das heißt französischsprachigen Teil des Landes —, die gleiche katholische Kirche und freundliche Aufnahme durch die Kollegen (trotz kommunistischer Hetze) trugen weiterhin zum Wohlbefinden bei. Die Zahl der Heimkehrer ist gering. Zum größeren Teil sind es Leute, die sich über eine zu strenge Arbeitsdisziplin und eine angebliche Auswertung ihrer Überstunden, Sonderleistungen usw. durch Belgier beklagen.

In England ist natürlich die sprachliche Verständigung weit schwieriger. Auch müßte bei einer größeren Einwanderung Vorsorge für katholische Geistliche getroffen werden. Italiener können sich mit der englischen Psyche nicht abfinden, trotz freundlicher Aufnahme. Die kühle Reserviertheit der Engländer, die sie ja auch untereinander zeigen, zieht südliche Menschen nicht an. Vielleicht könnten vorfabrizierte Häuser, wie sie auch italienische Emigranten nach Australien begleiteten, Hausgemeinschaften mit eigener Küche fördern und gleichzeitig gute Wohnverhältnisse schaffen.

Bei der Aufnahme von Lehrlingen nach Großbritannien sind wieder die Einkommensverhältnisse recht ungünstig; mögen sie auch rein verrechnungsmäßig besser sein als in Italien selbst, so fehlt doch die dort übliche und stark verbilligende Familiengemeinschaft.

Schon 1830 emigrierten Italiener nach Frankreich. Ihre Bauernhöfe galten als vorbildlich. Der Krieg vertrieb sie jedoch. Heute wurden wieder 400 Landarbeiter (rund 100 Familien) eingeladen. Auch italienische Maurer gehen nach Frankreich, um dort für ihre Landsleute und für Franzosen Häuser zu bauen. Genau wie in Belgien sind gemeinsame Religion, Sprachverwandtschaft und die Ähnlichkeit der Küche der Assimilierung förderlich.

Belgien, Frankreich und England (3000 Bergleute und einige Landarbeiterinnen) bedeuten aber nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

Einziges wirklich lohnendes Ziel, das die Gefahren der Überbevölkerung mindern oder gar beseitigen könnte — darin sind sich fast alle Italiener einig —, ist Afrika. Italienische Firmen haben sich auf den schwarzen Erdteil spezialisiert. Ihre langjährige Erfahrung in der Wiedergewinnung des Bodens für landwirtschaftliche Zwecke, in Straßen-, Brückenbau usw., könnte den gegenwärtigen Emanzipationsbestrebungen zugutekommen. Immer wieder wird auf das Beispiel Libyen hingewiesen. Aus der Wüste des Jahres 1918 sei durch italienische Initiative ein blühender Garten und ein dem Verkehr erschlossenes Land geworden. Einst arbeiteten in Afrika nicht weniger als 200 000 Italiener. Heute könnten Kenya, Rhodesien, Kongo, Nordafrika und Südafrika (die Burengebiete) weit mehr Menschen Lebensmöglichkeiten bieten. Alle Einwände gegen eine zu starke weiße Einwanderung werden hier als schlechte Politik betrachtet und finden keinerlei Verständnis. Man ist davon

überzeugt, daß die Sowjets bald versuchen werden, Unruhe zu stiften. Wie könnten sich im Falle von Kriegen oder Revolutionen — so fragt der Italiener — Gebiete mit nur 5 Prozent weißer Bevölkerung halten? Hier hätte er die Möglichkeit, an der Verteidigung westlicher Interessengebiete erfolgreich mitzuwirken, bei gleichzeitiger erprobter Friedensarbeit und einer langen Erfahrung mit den Eingeborenen.

Italien ist einzig und allein daran interessiert, das Emigrationsproblem als solches zu lösen. Aus langer Erfahrung verspricht man sich hier nicht die gleichen finanziellen Rückwirkungen wie in Griechenland und Finnland, wo heimfließende Gelder von großer wirtschaftlicher Bedeutung waren. Auswandernde Italiener assimilierten sich sehr rasch, schon weil die Menschen aus den südlichen Provinzen zumeist Analphabeten gewesen sind und infolgedessen die wichtigen kulturellen und zivilisatorischen Brücken fehlten. Man ist durchaus bereit, verringerte kommunistische Gefahr mit dem unvermeidlichen nationalen Verlust zu bezahlen. Da eben große Teile der Italiener Emigration als einziges Heilmittel betrachten, kann die amerikanische Ablehnung italienischer Facharbeiter zugunsten von angeblich unzuverlässigen Elementen aus Puerto Rico viele Sympathien kosten, die die Marshallhilfe einbringt. Alle Gegenvorstellungen über die Notwendigkeit panamerikanischer Solidarität finden einfach taube Ohren.

Eine bessere Weltordnung ist nach italienischer Ansicht nur durch internationale Ausgleich der Arbeitsmärkte möglich. Solange Länder mit Mangel an Arbeitskräften nicht die Arbeitslosen anderer Staaten abnehmen, die im besten Mannesalter hungern, auf den Straßen herumlungern und in überfüllten Räumen kaum vegetieren, habe der Kommunismus wachsende Chancen und bleibe die Verteidigung des Westens ein bedeutungsloses Schlagwort.

Im Mai 1950 stellten der amerikanische, britische und französische Außenminister während ihrer Londoner Tagung fest, daß die Frage der italienischen Auswanderung ein Problem internationaler Verantwortung sei. Internationale Verantwortung — in Rom hat man lange darüber nachgedacht, was diese schönklingende Feststellung praktisch bedeuten könnte, wartet aber immer noch auf eine Antwort.

Copyright by A. J. Fischer.